



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Styl und Schriftsprache der Deutschen : ein Wunsch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Styl und Schriftsprache der Deutschen.

Ein Wunsch.

Das geistreiche Spiel, aus der Handschrift eines Menschen auf seine Persönlichkeit zu schließen, hat zahlreiche und eifrige Freunde. Weit lohnender erscheint es mir, aus den geschriebenen Worten selbst Schlüsse auf Geist, Charakter und Eigenthümlichkeiten der Schreibenden zu machen. Auch hierzu gehört einige Uebung, aber viele einzelne Bemerkungen springen schnell in die Augen. Es ist in der Regel leicht, den Styl gewisser Berufsclassen zu erkennen, immer vorausgesetzt, daß die Schreibenden das sind, was wir unter der schwer zu definirenden Bezeichnung: gebildete Menschen verstehen. Leicht erkennt sich der Beamte, der Kaufmann, der Redner, die Frau, aus der Art der Satzbildung, aus Lieblingswörtern u. s. w. heraus. Der Beamte von juristischer Zucht ist gewöhnt das Für und Wider abzuwägen, das Urtheil aus Indicien und das Recht aus den Gegensätzen zu finden. Daher gebraucht er mit Vorliebe die Bindewörter in langen, vieltheiligen Sätzen, in denen er die Gegensätze einander gegenüber stellt, die Einzelheiten in logischer Ordnung zusammen faßt, und an lange gegliederte Vordersätze, die Entscheidung des Nachsatzes scharfsinnig anknüpft. Der gebildete Kaufmann schreibt eilig, aber sehr genau, seine Gedanken sind fest auf ein Ziel gerichtet, er stellt kurze Sätze hinter einander und summirt sie kräftig zusammen. Der Redner, gewöhnt im Fall und Klang der gesprochenen Worte Behagen zu empfinden, ist auch in der Schrift wortreich, liebt Parallelsätze, scharfe Antithesen, Inversionen, Wiederholungen ähnlicher Vorstellungen in verbundenen Wörtern mit rhetorischem Fall. Er pflegt einen Satz an den vorhergehenden anzuknüpfen durch die höflichen Bindewörter: zwar, obgleich und das Lieblingswort seiner Nachsätze ist das oppositionelle aber, durch welches er die Weisheit der eigenen Meinung heraushebt. Die Frauen haben nur wenig Bindewörter zur Verknüpfung der Satztheile, aber diese gebrauchen sie eifrig; in ihrem Bestreben, recht viel von dem wieder zu geben, was sie lebhaft empfinden, aber in der Sprache mehr anzudeuten als darzustellen gewöhnt sind, benützen sie zahlreich und unmäßig die schmückenden Prädicate. Nur selten haben sie den Muth, durch Inversionen, Auslassungen des Und und des Artikels, und durch kurze Sätze dramatisches Leben, Energie und raschen Fluß in ihre Satzbildung zu bringen u. s. w. Dies und Aehnliches zu beurtheilen, sind wir Alle gewöhnt. Es ist auch nicht schwer, aus dem Styl des Schreibenden den Charakter der Zeit zu erkennen, in welcher er geschrieben, und den Charakter des Volkes, aus welchem er hervorging.

Leicht findet man in dem modernen französischen Styl dieselbe Volksseele wieder, welche wir als das aufregende Element im politischen Leben Europas seit mehr

als 60 Jahren fürchten, tadeln und nachahmen. In der pointirten Diction empfinden wir einen eiteln Sinn, der nicht die Wahrheit, sondern den Glanz sucht, in den kurzen prätenstösen Absätzen der Schrift, welche auch das Unbedeutende wirksam und imponirend darzustellen suchen, einen Geist, dem es weniger um ruhige Dauer als um Emotionen zu thun ist, in dem dramatischen Leben ihrer Sprache, den scharfen Gegensätzen, dem schnellen Abbrechen, das schnelle, geistesgewandte, entschlossene, sanguinische Volk. Bei dem Vergleich der französischen und englischen mit der deutschen Schriftsprache läßt sich aber nicht nur die große Verschiedenheit der einzelnen Nationalitäten wahrnehmen, sondern auch der eigenthümliche Umstand, daß der deutsche Styl noch in anderer Weise charakteristisch für uns ist, als der französische für den Franzosen und selbst der englische für den Britten. Daß er nicht nur viel mannichfaltiger und verschiedener gefärbt ist, sondern auch, daß in ihm manche Eigenschaften des französischen und englischen Styls sich in sehr geringem Grade finden.

Es wird nöthig sein, hier zu sagen, was wir unter Styl verstehen. Nicht nur die Wahl der einzelnen Wörter beim Lebendigmachen unsrer Vorstellungen, auch nicht nur die Verbindung der einzelnen kleinen logischen Sätze zu Satzperioden der Sprache, sondern die ganze Darstellung eines geistigen Inhalts durch die Sprache; also auch die Methode des Denkens, die Einwirkung der in der Seele ausblühenden Vergleiche, Bilder und Nebenvorstellungen, welche bei jedem kräftigen Geiste das Fixiren einer Reihe von Vorstellungen in der Rede begleiten, kurz die Gesamthätigkeit der Seele, so weit sie in ihrer Schöpfung, der Sprache, sich abspiegelt.

Der Engländer und der Franzose haben beide den Vortheil, daß die gesammte Nation ihnen charakteristische Wörter und Redensarten von bestimmter Färbung unablässig und in Massen bilden läßt. Eine Fülle von gemüthlichen, launigen, humoristischen Wörtern, von geistreichen, charakteristischen Wendungen, als Ausdruck der entsprechenden Empfindungen im Volke, klingen in diesen großen und concentrirten Staaten, in dem bunten Leben der Hauptstädte, aus dem Munde des Volkes schnell in die Seele des Schreibenden. Das größere Behagen vieler Einzelnen an ihrer Existenz und die zahlreicheren gemeinsamen Interessen der Einzelnen haben dort bereits sehr viele gemüthliche oder geistreiche Vorstellungen zum Gemeingut der ganzen Nation gemacht, und es wird dem Engländer oder Franzosen bei einem solchen Reichthum des Materials viel leichter, mit Laune oder Esprit zu schreiben, als dies sonst der Fall wäre. Im Deutschen steht die Schriftsprache isolirter, dem Volke ferner, das gemüthliche Leben des deutschen Volkes steckt ganz in den Dialekten, welche unter einander sehr verschieden, der Schriftsprache sämmtlich opponiren. Keine große Stadt, kein Centralpunkt des Volkslebens wirkt verbindend und bestimmend auf alle verschiedenen Gegenden. Deshalb wird es der deutschen Schriftsprache sehr schwer, den Volkshumor zu

idealisieren, sehr schwer, gewisse große Kreise der menschlichen Empfindung charakteristisch auszudrücken. Sie hat in ihrem Farbekasten einige Farben weniger und fordert von dem, der sie beherrschen soll, eine etwas andere, mehr künstliche Bildung und längere Schule.

Demungeachtet ist die deutsche Sprache nicht ärmer, als irgend eine ihrer Nachbarn. Außer einer großen Vergangenheit und der reichen Literatur, welche die Deutsche Nation in die Gegenwart mitgebracht hat, lebt in ihr auch eine starke, schöpferische Kraft, welche ihr die Fähigkeit, neue Wörter zu bilden, in höherm Grade erhalten hat, als wenigstens bei der französischen der Fall ist. Und gerade der Umstand, daß diese productive Kraft bei uns durch die zahlreichen verschiedenen Stämme sehr verschieden nuancirt ist, erhält dieselbe ewig rege, und sichert der Sprache die Vielseitigkeit. Wenn in dem einen Stamm aus Gründen, welche zumeist in seinem politischen Leben liegen, die Freude am freien Schaffen in der Sprache erlöscht, glüht sie in einem andern auf. Allerdings nicht mehr so, daß der einzelne Stamm das ganze Material seines Dialekts noch in die Sprache hineinwerfen kann, wie im Mittelalter möglich war, wol aber dadurch, daß er die charakteristischen Richtungen seiner geistigen Thätigkeit in der Schriftsprache niederlegt, dieselbe fortbildend und mit sich ziehend. An unserm modernen Deutsch ist sehr gut zu erkennen, was der Frankfurter Göthe, die Berliner Philosophen, und was in kleinerem Maße die Schwaben, die Oestreicher u. s. w. in sie herein gebildet haben.

So erscheint die deutsche Schriftsprache zwar mehr vom Volk abgelöst, als die französische und englische, und nicht durch Ton und Styl der Hauptstadt in Form und Methode gestützt, aber auch wieder in ewiger Thätigkeit und Bewegung durch die Einwirkung der Gebildeten aus den verschiedensten Stämmen und Dialecten.

Aus diesen Gründen wird dem gebildeten Deutschen sehr schwer, die Schriftsprache seiner Nation zu beherrschen, denn er selbst muß bei seinem freien künstlerischen Schaffen viel mehr hereinbilden, als unsere Nachbarn. Daher kommt es, daß der beste deutsche Schriftsteller besser schreibt, freier und anmuthiger charakterisirt, sich leichter seine eigene Sprache, neue und originelle Farben erfindet, als unsere Nachbarn, daß aber der gewöhnliche Schriftsteller in Deutschland auch schlechter und schlottriger, ärmlicher und ungebildeter schreibt, als der ihm etwa entsprechende Geist in Paris oder London. Die deutsche Schriftsprache vollständig zu beherrschen, dazu gehört eine geniale Kraft, und Sprachkünstler wie Luther, Fischart, Lessing, Göthe, Schiller hat kein anderes Volk aufzuweisen. Da aber solche Riesenkräfte selten sind und der Gegenwart ganz fehlen, so sind wir Deutsche gerade jetzt in der schlimmen Lage, daß sich so kurze Zeit nach der glorreichsten Fortbildung unseres Geistes und unserer Sprache plötzlich eine Barbarei und Rohheit im Styl der gegenwärtigen Generation zeigt, welche wahrhaft erschreckend ist. Freilich ist auch nicht schwer zu sehen, woher uns dies Leiden kommt.

Jene Männer, welche in Deutschland Poesie und Sprache so edel und groß herausbildeten, vermochten nicht das Leben der deutschen Nation zu reformiren und seiner wirklichen Existenz Größe und gemeinsame Interessen zu geben. Die Zersplitterung beförderte schnell das Auftauchen vieler kleiner Schulen und vieler kleiner Manieren in den verschiedenen Theilen Deutschlands. Die Gelehrten Norddeutschlands zogen sich wieder in ihre Bibliotheken und Hörsäle zurück und schlossen sich dort in einer neuen, dem Laien ganz unverständlichen Schulsprache ab. Die Menge von fremden Völkerseelen, welche durch Uebersetzungen und Nachbildungen unsrer Dichter sich, gespenstigen Schatten gleich, über dem deutschen Parnaß lagerten, brachten mit ihren nationalen Bildern und Wendungen ein ungesundes Gelüst nach buntem Redeschmuck, auffälligen Vergleichen und gelehrten Anspielungen in den Styl der Tagesschriftsteller. Zumal die Franzosen, deren Talente uns stets beherrschen, so oft wir sie nicht mit genialer Kraft zurückzuschlagen vermögen, füllten Deutschland mit allen ihren Unarten und Capricen an. Die Monotonie des kleinen Lebens, zu welchem fast alle Schriftsteller verurtheilt waren, ließ auch nicht unbedeutende Talente verkommen, die politische Gereiztheit, welche zwischen Fürsten und Völkern entstand und der Druck, welcher auf der Presse lag, machten es unmöglich, ernst und offen das Ernste zu besprechen. Eine fränkliche und flüchtige Wigelei verrieth die Corruption der Geister, welche durch den Mangel an ethischem Inhalt im Staats- und gesellschaftlichen Leben hervorgebracht wurde. Es entstand jene schlechte Schriftstellerei, welche nichts Besseres verstand, als mit flatterhaftem Geiste um den Gegenstand, welcher dargestellt werden sollte, herumzuschwirren, und Einzelnes hervorzuheben, um es durch kleine Wige zu vernichten, oder durch falsches Pathos zu entstellen; jene Darstellung, der es nicht darum zu thun ist, die Wahrheit zu finden, sondern mit kindischer Eitelkeit die Virtuosität im Combiniren und Auflösen zu zeigen. Der incorrecte, freche Styl dieser Richtung wurde allgemein, er galt für amüsan und geistreich, man verehrte an ihm als innere Freiheit und hohe Gestimmung der Schreibenden, was doch nur Ungründlichkeit und eitle Ostentation war. Ungeheuer war der Einfluß, den dieser Behandlung politischer und künstlerische Stoffe auf die gesammte heranwachsende Generation ausübte. Denn wie der Styl des einzelnen Schriftstellers von der Bildung seiner Zeit Farbe und Ausdruck gewinnt, so wirkt er auch wieder auf die Seele der lesenden Jugend, weil er ihren Geist in seine Bahn und seine Methode hineinzieht. Der jammervollen Inhaltlosigkeit des deutschen Lebens entsprach genau die Hohlheit und Leere viel gelesener Schriftsteller, welche ihre Schwäche durch allerlei bunte zusammengesuchte Lappen zu verbergen suchten. So fand uns das Jahr 1848, die schlechten Stylisten wurden Demagogen der Straße und der Localblätter, derselbe höhrende und railirende Ton, dieselbe blasirte Frechheit, dieselbe Unwissenheit und dieselbe logische Confusion und Incorrectheit auf der Tribune und in den Clubs, die wir seit 20—30 Jahren in

dem Style der Tageslecture erduldet hatten; da lagen die Folgen schlechter Bildung, des flüchtigen, zerfahrenen, blasirten Geistes, der in unserem Leben geherrscht hatte, auf einmal recht traurig zu Tage. Dem Jahr 48 ist der alte Bundestag, die alte Herrschaft der Exklusiven erfolgt, das deutsche Leben schleicht wieder einförmig in den alten Gleisen dahin, und wieder taucht von allen Seiten im Roman und Feuilletonartikel, in jeder Art von Unterhaltungslecture, der alte, schlechte, depravirende Styl auf.

Wir sind gegenwärtig sehr reich an Manieren des Styls. Da ist der diplomatische Styl der Wilhelmstraße von Berlin (Usedom, Radowitz) der glänzende historische Styl (Ranke), der historische Lapidarstyl (Dahlmann, J. Grimm), der philosophische Styl, der weibliche Romanstyl, (insofern der harmloseste, als er kaum noch Styl genannt werden kann); der blühende Styl u. s. w. Keiner ist so sehr ein Symptom der schleichenden Krankheit, welche an der ehrlichen und gesunden Seele des Deutschen zehrt, als der geistreiche. — Dies Blatt hat in den letzten Jahren häufig die Aufgabe gehabt, Krankheitsfälle des Völkergeistes pathologisch zu behandeln. Die Politik der deutschen Cabinette zu besprechen, wie sie es verdient, ist jetzt unmöglich. Dafür wird es Raum geben, die Auswüchse und Fehler unsrer Bildung in ihren neuesten Lebensäußerungen durch die Sprache anzugreifen.

Die Zeit ist sehr ernst geworden, unsere Anforderungen an den sittlichen Inhalt der Menschen und den ethischen Gehalt der Staatsregierungen sind gestiegen, gerade weil die Gegenwart gezeigt hat, wie wenig männliche Würde und Sittlichkeit in Wirklichkeit lebt. Wir haben keine Zeit mehr für Taschenspielerereien, für die Affectation der Unwissenheit, das ironische Lachen der Armseligen ohne Liebe und ohne Haß. Wir sind genöthigt stark zu hassen, wir wollen auch mit ganzer Seele lieben können, was uns von unserer Nationalität geblieben ist, und wer uns den Schatz, der uns noch blieb, gefährdet, der verdient bis zur Vernichtung gehaßt zu werden. — Hier aber schließen wir eine Reihe kurzer Bemerkungen mit dem guten Wunsche, daß die deutsche Sprache in dem neuen Jahre von ihren schlechten Stylen befreit zu den Anfängen eines neuen volksthümlichen gelangen möge. In diesem Wunsche ist Alles enthalten, was wir beim Beginn des neuen Jahres von den hohen Gewalten, die der Staubgeborenen Leben regieren, für unser Volk zu erstehen haben.